Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Der Heide [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573418

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

menglanz umstrahlt." Es ist seine geliebte Beatrice, die nun die Führung Dantes übernimmt, nachdem er in offenem Bekenntnisse und großer Reue ob der vernachlässigten Liebe zu ihr neubelebt den heiligen Fluten Eunoes entstiegen und nun mit ihr ins Paradies „rein und bereit zum Fluge nach den Sternen" entschwebt.

Beatrice führt nun Dante durch die neun himmlischen Reiche, entsprechend den neun Chören seliger Geister, und läßt ihn von Planet zu Planet, von Stern zu Stern in herrlichen unausbleiblichen Bildern alle Seligkeiten der Himmlischen durchkosten, welche der Kristallhimmel umschließt, um dann im Empyreum in den Besitz der höchsten Wahrheit, Weisheit und Liebe, in das Schauen der heiligen Dreieinigkeit einzutreten:

„Hier schwand die Kraft der hohen Phantasie:
Wie sanft ein Rad umschwinget, so wandte gern
Mein Will' und Wunsch sich; denn es lenkte sie
Die Liebe, die beweget Sonn' und Sterne."
(Paradiso XXXIII, 140—145.)

L'Amor che muove il sole e l'altre stelle.

Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauser, Baden.

(Fortsetzung.)

Saul wurde drei Tage darauf im kleinen Dorffriedhof begraben, unter kaltem Regen, der mit Schnee vermischt vom traurigen Himmel fiel. Herr Benoît aber lud seinen Freund zu sich in die Stadt ein. „Es ist nicht gut, daß du jetzt allein bleibst," sagte er zu Herrn Pastor Leblanc, während die gelben Schollen dröhnend auf den weißen Sarg fielen. Schweigend nickte Herr Leblanc, nahm den Arm seines Freundes und ließ sich zum Wagen führen. So kam es, daß Herr Pastor Leblanc in das große alte Haus zog, welches an der Straße lag, die den kürzesten Weg bildet zwischen dem See und der St. Peterskirche. Er sprach in den ersten Tagen sehr wenig, schloß sich in seinem Zimmer ein und antwortete nicht auf wiederholtes Klopfen. Man hörte ihn auf- und abgehen, bisweilen unzusammenhängende Worte schreiend und Stühle umstoßend. Nach und nach beruhigte er sich jedoch und sprach oft bei Tisch mit geheimnisvoller Betonung von einem großen Buch, an dem er schreibe, und das den einfachen Titel tragen solle: „Mein Testament".

Die kleine Marquise magerte ab, und blaue Ringe vergrößerten ihre Augen. Müde schlich sie durch die hohen Zimmer, aß zerstreut und sprach kein Wort bei den traurigen Mittagessen. Sie kleidete sich schwarz, entgegen ihrer Gewohnheit, blickte scheu zu ihrem Vater auf und schrak zusammen, wenn Herr Leblanc lauter als sonst in seinem Zimmer lärmte. Doch eines Tages nahm Herr Benoît seine Tochter bei der Hand, führte sie in sein helles Arbeitszimmer, setzte sie auf seine Kniee, strich ihr behutsam über das Haar und redete langsam zu ihr, nach seiner Gewohnheit die treffenden Worte suchend.

„Ich hatte geglaubt, kleine Marquise, in dir dies sonderbare Gefühl erstickt zu haben, das uns für die Schmerzen unserer Mitmenschen verantwortlich macht. Ich sehe, daß du unter dem Tode deines jungen Freundes leidest, daß du glaubst, du seiest an seinem Tode schuld. Wenn er auch Selbstmord begangen hat, wie die Leute sich erzählen, so brauchst du dir trotzdem keine Vorwürfe zu machen. Wir sind alle Krisen unterworfen, sonderbaren Steigerungen des Gefühls, die uns aus der Bahn unseres alltäglichen Lebens werfen, uns einen steilen Berg hinan treiben, höher, immer höher, bis zum Gipfel, um uns dann Ruhe zu schenken. Manche Menschen aber haben nicht die nötige Kraft, bis zum Gipfel auszuharren, verzweifeln in der Mitte des Aufstiegs und fallen zu Boden, weil sie zu schwach sind. Ich will dir eine kleine Geschichte erzählen, die ich vor vielen Jahren erlebt habe. Ein Schüler saß in meiner Klasse, der rasch lernte, gescheit war, bisweilen aber sich gehen ließ und mir dann durch seine Faulheit viel Mühe machte. Deshalb sah ich mich gezwungen, ihn manchmal hart anzulassen. Er antwortete in diesen Fällen nichts, wurde rot und schien mit Mühe

einen harten Bissen zu verschlucken. Einmal fiel mir sein Benehmen besonders auf. Er war in die Klasse getreten, mit zu Boden gesenktem Blick, und Tränenspuren waren auf seinen Wangen bemerkbar. Meine Fragen beantwortete er falsch, sah starr auf die Bank und würgte an hervordringendem Schluchzen. Ich folgte ihm nach Schluß der Schule und sah, wie er sich auf eine Mauer setzte; er zog einen schweren Gegenstand aus der Tasche und legte ihn neben sich. Dann schrieb er eifrig, sich dabei die tränenden Augen reibend. Ich trat zu ihm, sprach scherzend auf ihn ein, fragte ihn nach dem Grunde seines Kummers, erhielt aber keine Antwort. Er war sehr rot geworden und suchte den schweren Gegenstand vor meinen Blicken zu verbergen. Es war eine große Reiterpistole. Ich nahm sie in die Hand, spielte mit ihr und drückte sie dann in die Luft ab. Der Junge fuhr bei dem lauten Knall zusammen. ‚Du könntest sie mir zum Andenken schenken,‘ meinte ich. Er nickte. Niemals habe ich verstanden, was ihn zu diesem sonderbaren Entschluß getrieben hatte. Aber der Junge blickte seit dieser Zeit fröhlicher drein, arbeitete besser, zu meiner Zufriedenheit. Verstehst du, was ich meine, kleine Marquise? Ein winziger Zwischenfall kann unsere ernstesten Entschlüsse zum Wanken bringen, kann den gefährlichsten Krisen die Spitze abbrechen. Vielleicht trug Saul schon lange den Entschluß mit sich herum; wir müssen nur bedauern, daß du nicht zu rechter Zeit sein Zimmer betreten konntest. Ein Wort von dir hätte vielleicht in diesem Augenblick seine Verzweiflung in wohltuende Ruhe umwandeln können. Doch daß es dir unmöglich war, dies einfache, rettende Wort zu sprechen, ist nicht deine Schuld; eine lange Kette dir unbekannter Geschehnisse hat dich daran gehindert. Darum mäßige deine Trauer und blicke wieder fröhlich, wie sonst!“

An der Schulter ihres Vaters weinte die kleine Marquise. Dann schien sie erlöst zu sein von bedrückender Last, küßte ihres Vaters Stirne und ging ihren Beschäftigungen nach mit fröhlicherem Gesicht. Nur manchmal, wenn sie das Lied vor sich hin summte, vom König, der seines Freundes Frau begehrt hat, wurde sie wieder traurig und mußte an die hilflose Gestalt denken, die einmal auf kotiger Landstraße vor ihr auf den Knieen gelegen hatte.

Herr Pastor Leblanc aber wurde immer sonderbarer. Manchmal lief er ohne Hut aus dem Haus. Weiß wehten die langen Haare im Wind, und sprechend und fuchtelnd mit dünnen Armen eilte er mit großen Schritten durch die Gassen. Er sah zum Himmel empor, stieß an Vorübergehende, ohne sich zu entschuldigen; erregt schrie er Sätze oder unverständliche Laute aus weitgeöffnetem Mund. Bis zum See lief er, hielt an vor weißschäumenden Wellen, die ans Ufer klatschten, und versuchte vorsichtig auf den großen Steinen weit in die Brandung hinaus zu gelangen. Stundenlang saß er dann, umgeben von erregten Wassern, die der Sturm schwarz färbte, und schien aufmerksam auf laut dröhnende Worte zu lauschen, die ihm von wütenden Wellen zugeschrien wurden. Plötzlich sprang er dann auf und schien zu antworten in unhörbaren Sätzen. Sein Hals schwoll an, und rastlos sprang der Adamsapfel auf und ab unter dem weißen Spitzbart. Mit Mühe nur erreichte Herr Leblanc das Ufer, sah müde zu Boden, schlich heim, bedrückt und kraftlos, bisweilen Halt suchend an den Mauern der Häuser. Nach solchen Ausflügen drang stundenlang kein Laut durch die verriegelte Türe seines Zimmers. Herr Leblanc lag auf dem Bett, sah zur Decke empor, zählte die gemalten blauen Blumen oder starrte lange auf die gelben Nägel seiner Hände, machte mit den Fingern seltsam verrenkende Bewegungen und ließ sie knacken, laut und hart. Die Nächte aber verbrachte er mit Schreiben, schien immer auf eine leise Stimme zu lauschen, die ihm Worte ins Ohr flüsterte; er nickte, wenn er verstanden hatte, und lächelte glücklich oder verzog ärgerlich die Mundwinkel, wenn die Erklärung nicht deutlich genug war.

Eines Abends hörte Herr Benoît einen schweren Fall, der dumpf durchs Haus dröhnte. Herbeieilend fand er Herrn Leblanc am Boden liegend; er hob ihn auf und legte ihn sanft aufs Bett. Weit aufgerissen starrten die Augen durch die Wand hindurch. „Er kommt,“ flüsterte

Herr Leblanc, „er kommt in höchsteigener Person. O, wie kalt er ist! So schwer sind seine Schritte, und steinern ist seine Hand. Es schmerzt, wenn er Faustschläge gibt mit dieser Hand. Sein Körper ist aus schwarzem Marmor. Und seine schweren Füße zertreten die Menschen. Atem, Atem!“ Die Stimme wurde leise; schwer schien die leichte Bettdecke auf keuchender Brust zu liegen. „Er wird vorübergehen; aber nun sehe ich eine schwarze Kluft; so tief ist sie!“ Weinerlich kamen die Worte zwischen den weißen Lippen hervor. Tränen rannen schillernd die Schläfen hinab auf das Kissen. „Soll ich da hinunter? Ich fürchte mich. Gebt mir ein Licht, eine Kerze, damit ich den Weg erkennen kann. Nein, nicht stoßen,“ schrie er, „ich will nicht fallen! Halt!“ langgezogen, wie ein Hornstoß. Dann Stille. Plötzlich streckte sich Herr Leblanc aus, mit lautem Knacken, als reiße ein zu straff gespannter Bogen. „Nicht stoßen, nicht... ich falle!“ Die Arme, die sich an leere Luft geklammer hatten, fielen lautlos herab. Die Hornhaut der weit offenen Augen glänzte wie altes Elfenbein.

Herr Benoît las lange bei unruhiger Kerzenflamme das hinterlassene Manuskript seines Freundes. Seltsam verschnörkelt tanzten die schwarzen Buchstaben auf dem Papier.

„Jean Leblanc, Pastor, führt Klage wider den Gott Jehovah, von den Christen fälschlich gütiger Vater genannt,“ stand zweimal unterstrichen auf dem Titelblatt. Dann folgten zwei Seiten Verwünschungen, eingerahmt von dicken geklexten Ausrufzeichen. Es folgten kurze Notizen, Kapitelzahlen und Versziffern, mit der Bemerkung: „Widerspruch“. Und endlich in lang anschwellenden und kurz abbrechenden Perioden eine lange Rede über das Nichtvorhandensein Gottes, nach klassischem Muster verfaßt mit Einleitung, Ausführung und Schluß. Herr Benoît barg das Manuskript in seinem Schreibtisch.

Fünftes Kapitel.

Der kleine Ribeaupierre, Sohn des Pastors, war achtzehn Jahre alt geworden und schien nicht gewachsen zu sein seit der Zeit, da er klein und rothaarig, mit ängstlichem verweintem Gesicht in Herrn Benoîts Klasse gesessen hatte. Herr Benoît war erstaunt, als er eines Tages von seinem ehemaligen Schüler auf dem Schulhof angesprochen und gebeten wurde, eine Stunde zu bestimmen, in der sein Besuch keine Störung bedeute.

„Heute nachmittag um halb drei,“ nickte Herr Benoît und fühlte Mitleid mit dem verängstigten Knaben, der scheu um sich blickte.

Jules Ribeaupierre schien aufzuatmen, als er in das helle Arbeitszimmer trat. Er betrachtete den braunen Schreibtisch, der mit den gerippten Beinen auf einem buntleuchtenden Teppich stand. Dunkelrote Wände waren mit Stichen behangen, die Leda zeigten mit dem Schwan und Odysseus im Gespräch mit Nausikaa. Odysseus trug lange lockige Haare, die gepudert waren und schön gekämmt; sonst war er nackt. Nausikaa aber prunkte mit weitem seidenem Rock. Aus einer Ecke lächelte das gescheite Epikuräergesicht St. Evremonts zu M. de la Bruyère hinüber, der seinerseits zur häßlichen Sokratesbüste auf dem Bücherschrank blickte.

„Nun, wie kann ich dir dienen, mein lieber junger Freund?“ Herr Benoît rieb geräuschvoll sein glattrasiertes Kinn. „Hast du daheim etwas Unangenehmes erlebt? Vielleicht einen kleinen Zwist mit deinem Vater, der dich schlimmer dünkt, als er in Wirklichkeit vielleicht ist?“

„Doch, es ist furchtbar,“ stieß Jules hervor, und seine Augen schwammen in Tränen. „Er schlägt mich jeden Tag, jeden Tag, auch wenn ich nichts getan habe. Und dann blickt er auf mich mit weitaufgerissenen Augen, schwingt noch einmal den Stock, bevor er das Zimmer verläßt, und verspricht mir das Doppelte, wenn ich mich nicht bald bessere. Und doch tue ich alles, was er will, bin nie ungehorsam. Ich weiß nicht mehr, wie ich ihn zufriedenstellen soll. Ich halte es nicht mehr aus und ... und ich möchte in den See springen.“

„Nun, nun, mein junger Freund, so arg ist die Sache noch lange nicht. Laß mich nachdenken, was ich für dich tun kann. Ein Besuch von mir bei deinem Vater wäre durchaus nicht ratsam, er haßt mich und würde mir die Türe weisen.“

Nachsinnend stopfte Herr Benoît die lange Pfeife, blies auf den Feuerschwamm, bis er rot glühte, und legte ihn auf den Tabak. Der aufsteigende Rauch tanzte gemessen durchs Zimmer und legte sich als blauer Schleier vor den nackten Odysseus.

„Ich will fort, Herr Professor, weit fort aus dieser dumpfigen Luft, in der man erstickt und sich nicht rühren kann. Man sagt immer, die Welt sei unendlich groß; es muß doch noch andere Städte geben, in denen man leben kann, frei und ohne tägliche Züchtigungen. Daheim sagt man mir stets, ich sei ein Verbrecher und blickt mich an mit verächtlichen Mienen. Sie kennen nicht die furchtbaren Mahlzeiten zu dritt in dunkelm traurigem Zimmer. Kein Wort wird während der Mahlzeit gesprochen, nur zu Beginn murmelt mein Vater ein leises Gebet, Gott bittend, er möge die Speisen segnen und uns mit seiner Gegenwart beglücken. Dann klappern die Gabeln auf den Tellern; mein Vater schielt zu mir herüber, ob ich nicht zu viel aus der Schüssel nehme, und meine Mutter, ganz in Schwarz, zittert mit den lang herabfallenden Bändern ihrer dunkeln Haube. Bisweilen werfe ich verzweifelt ein Glas um, auch wenn es eine Ohrfeige zur Folge hat, nur um aus dem erstickenden Zimmer gewiesen zu werden und mein Brot allein in dunkler Kammer verzehren zu können. Ich kann nicht mehr."

Und schluchzend versteckte Jules den rotbehaarten Kopf in das weiche grüne Kissen. Sein knochiger Körper schnellte von Zeit zu Zeit auf und fiel zurück.

Herr Benoît schritt auf und ab, der weite Schlafrock schleppte über den Boden. „Ich begreife deine Verzweiflung, mein junger Freund. Du mußt von zu Hause fort, und das so schnell als möglich. Willst du eine Woche bei mir wohnen? Dein Vater wird dich während dieser Zeit suchen, doch nie auf den Gedanken kommen, du könntest bei mir sein. Nach Ablauf dieser Zeit besorge ich dir einen Paß und versehe dich mit Geld. Dann kannst du reisen, wohin du willst, und dir dein Leben selber einrichten. Wenn du einige Kleider bei dir daheim holen willst, so gehe jetzt und komme dann zu mir. Du mußt nur achtgeben, daß man dein Fortgehen nicht bemerkt."

Mit offenem Munde hörte Jules der ruhigen Rede zu. „O, wie gut Sie sind!" stotterte er, verschluckte sich und bedeckte hustend die Hand Herrn Benoîts mit feuchten Küssen.

„Aber, ich bitte dich, mäßige deine Dankbarkeit! Für Selbstverständliches sollte man niemals danken."

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Jules Ribeaupierre sang, mit falscher, krächzender Stimme laut sang. Die Zukunft schien ihm eine unendlich lange sonnige Straße zu sein, auf der freundliche Menschen ihm zunickten, Gaben reichten und mit ihm sprachen, liebevoll und lächelnd.

Die kleine Marquise prallte mit ihrem Vater zusammen, als sie die Türe seines Zimmers öffnete. Wütend stampfte Herr Benoît über den Teppich, erfaßte ein Papier, zerknitterte es in erbosten Händen und ließ die Fetzen zu Boden flattern.

„Unglaublich," rief er, „unglaublich! Diebe sperrt man ein, weil sie gestohlen haben, um nicht zu verhungern; Mörder köpft man; aber einen Menschen, der in seinem Leben nichts anderes tat als Seelen zu vernichten, überschüttet man mit Ehren. Diesmal kann ich eingreifen. Es wird ein schöner Kampf. Der Herr Pastor ist nicht zufrieden mit meinem frühern Sieg? Bitte sehr, ich stehe wieder zu Diensten. Du bist hier, Marquise? Bitte, setze dich! Eine Ungeheuerlichkeit ist geschehen. Doch ich muß mich zuerst beruhigen."

Herr Benoît blieb mit gespreizten Beinen am Fenster stehen, stützte die Hände in die Hüften und blickte hinaus. Ein Mann schrie im gegenüberliegenden Haus; die spitze Stimme einer Frau mischte sich in die tiefen Worte. Senkrecht fielen graue Schnüre vor den Fenstern, und leise wisperte das Pflaster, betropft von rieselndem Regen.

„Du kannst dich glücklich schätzen, Marquise, nicht die Erziehung des kleinen Ribeaupierre genossen zu haben. Du weißt nicht, was es heißt, jeden Tag mit absoluter Regelmäßigkeit geschlagen zu werden, jeden Tag die gleichen Worte zu hören, die gleichen Vorwürfe und seine Machtlosigkeit zu fühlen. Den Geist über-

deckt nach und nach eine Hornhaut; er kann sich nicht mehr frei bewegen und verkümmert schließlich. Scheu blicken die Augen; denn sie haben die Kraft verloren, anderen offen ins Gesicht zu sehen. Und der Mut wird müde und brüchig, der Mensch zerfällt und ist tot, während er glaubt noch am Leben zu sein. Aber ich will ihn erwecken und ihm zeigen, daß es noch Güte gibt auf der Welt und daß Strenge und Dummheit aus gleicher Wurzel entspringen."

Die kleine Marquise verstand nicht, was ihr Vater meinte; sie fragte, was dem kleinen Ribeaupierre geschehen sei.

„Hör mich an, Marquise. Er ist unglücklich zu Hause; denn er wird geschlagen, ausgehungert und in ein dunkles Zimmer gesperrt. Sein Vater nennt dies christliche Erziehung. Ich will dem armen Jungen helfen, erstens weil er mich dauert, zweitens weil ich seinem Vater gern eine Lektion geben möchte. Er wird eine Woche bei uns wohnen; dann will ich versuchen, ihm weiter zu helfen. Ich hoffe auf dich, Marquise, um ihn ein wenig zu trösten. Jetzt muß ich ausgehen. Du wirst ihn empfangen, wenn er kommt."

Als Jules Ribeaupierre nach einer Stunde wiederkehrte, war sein gelbes Gesicht ein wenig röter geworden. Er war außer Atem, und seine mageren Beine zitterten in abgeschabten Hosen. In der Hand trug er ein kleines Bündel, das er schüchtern im Korridor abstellte. Die kleine Marquise führte ihn wieder ins Arbeitszimmer, wo er auf das Sofa sank. „Ich will nur schnell Ihr Zimmer in Ordnung bringen," meinte sie und verließ ihn. Als sie wiederkehrte, war Jules eingeschlafen. Sorgsam breitete sie eine Decke über den Liegenden. Jules aber stöhnte laut im Traum.

Er schritt durch eine hohe Gasse; aus allen Fenstern blickten bucklige Männer, die seinem Vater glichen. Sie bewarfen ihn mit Steinen, die auf seine Schultern, auf seinen Kopf fielen und ihn schmerzten. Er wollte weinen; aber im Chor riefen die Männer: „Das Weinen wird mit dem Tode bestraft." Und endlos dehnte sich die Gasse, wurde dunkler, und Steine prasselten unaufhörlich auf ihn. Da wurde er in die Luft gehoben von einem schwebenden Mädchen. Er dachte: „Das ist Herrn Benoîts Tochter, wieso kann die fliegen?" Aber die Häuser wuchsen, während er senkrecht in den Himmel flog. Da ließ das Mädchen eine Blume fallen, und die Häuser schrumpften zusammen, zerfielen in faulende Stücke, wie überreife Schwämme nach langem Regen. Und in den Trümmern krabbelten schwarze Würmer mit Menschengesichtern, wurden dicker und dicker, bis die dünne Haut zerplatzte und aus den Häuten Fledermäuse in die Luft flogen. „Wir suchen Gott, wir suchen Gott!" krächzten die Tiere. Alle trugen ein weißes Viereck auf der Brust. Summend umgaben sie das fliegende Mädchen. Näher kamen sie zum Mond, der eine Hornbrille trug und lächelte. „Sie bringt mich zu ihrem Vater," dachte der Knabe. Aber die Fledermäuse schlossen sich zu einer Wand zusammen und verdunkelten den Mond. Dieser zog ruhig eine Tabaksdose aus weitem blauem Rock, nahm eine starke Prise und nieste so laut, daß die Fledermäuse in der Luft zerstoben. Dann verbeugte sich der Mond und sagte an seiner Brille rückend: „Dankbarkeit ist unnötig."

Acht Tage lang suchte Herr Pastor Ribeaupierre den verlorenen Sohn. Man sah ihn durch die Straßen laufen, mit erregter weißer Nase im eckigen Gesicht. Er ließ in der Umgebung nachforschen, ohne Erfolg. Dann sah man ihn lange mit Frau Dumontel sprechen, die in violetter Mantille neben ihm schritt.

„Er wird sich schon wieder finden, Herr Pastor, mit Gottes Hilfe!" Frau Dumontel zeigte gelbe Hornhaut zwischen vertrockneten Lidern. „Man darf nicht verzweifeln, vielleicht ist er ganz nah."

„O, ich bin so unglücklich," sprach weinerlich Herr Ribeaupierre, „ich liebte meinen Sohn so sehr und habe mir Mühe gegeben, ihn mit Strenge den geraden Weg zu führen, ihn Demut zu lehren und Gottesfurcht. Doch... Dein Wille geschehe!" seufzte er und kämmte mit vier gespreizten Fingern die grauen fettigen Haare aus der Stirn.

„Ja, so müssen wir stets beten; denn seine Güte ist unermeßlich!"

Sie gingen weiter an hohen verschnör-

kelten Häusern vorbei, die mit verzierten Fenstern und großen braunen Türen auf die sonnige Straße lächelten. Ein Triton auf einem Brunnen hielt eintönige Selbstgespräche.

„Es ist wirklich erstaunlich, den neuen Geist zu beobachten, der die Gemüter unserer Stadt durchdringt!" psalmodierte Herr Ribeaupierre; ein wenig Speichelschaum glänzte in den spitzen Mundwinkeln, und die dünnen Lippen verschwanden, zusammengepreßt, in der gelben Haut. „Eine Zeitlang fürchtete ich einen Sieg des bösen Feindes; denn die Kirchen waren geleert, und in den lachenden Gassen sang das Volk Spottlieder. Doch jetzt beugen die Stolzesten sich wieder vor Gott und beten ihn an, ihre menschliche Schwäche fühlend. Darum müssen wir den Herrn loben von ganzer Seele; denn er ist allmächtig und gütig den Sündern, die ihre Schuld erkennen und bereuen. Und stolz bin ich, zu diesem Erwachen der Gewissen beigetragen zu haben; diese Sicherheit gibt mir die Kraft, mit gläubiger Seele die Prüfung zu ertragen, die unser Herr in seiner Allwissenheit mir zu schicken für gut befunden hat. Wir müssen ihn loben und ihm danken, auch wenn wir seine Ratschlüsse bisweilen nicht verstehen. Mein Sohn wäre vielleicht ein Gegner meiner Ueberzeugungen geworden; er hätte mein mühsam geschaffenes Werk gewaltsam zerstört; so hat Gott ihn in seine gütige Hand genommen, mir zum Leide, doch ihm zum Ruhme."

„O, wie wahr Sie sprechen, Herr Pastor!" und spitz hackte Frau Dumontels weiße Nase in die laue Luft. „Es ist ein Segen, mit Ihnen sprechen zu können. Meine Seele fühlt sich gekräftigt und kann leichter den täglichen Anfechtungen der Sünde trotzen."

Frau Dumontel grüßte mit süßem Lächeln, streckte verschämt eine magere Hand aus ihrer Mantille, den Ellbogen an harte Hüfte pressend. Herr Pastor Ribeaupierre aber ging nach Hause, den Blick zu Boden gesenkt. Die dürren Hände lagen verkrampft auf dem Rücken.

Doch als er den Brief gelesen hatte, der daheim auf ihn wartete, drang ein heiserer Schrei aus seinem Halse, so rauh, daß er den Gaumen zu verwunden schien:

„Geehrter Herr Pastor!

Ich hatte nach unserem Zusammenstoß gehofft, nicht mehr mit Ihnen verkehren zu müssen. Ein sonderbarer Vorfall hat mich gezwungen, mich neuerdings mit Ihrer Person zu befassen. Ein Mitglied Ihrer Familie hat mich um Beistand gegen Sie gebeten; ich konnte diesen nicht verwehren, da Mitleid es mir zur Pflicht macht, fremde Leiden zu mildern. Jules klagte mir eines Tages die Quälereien, die er von seinem Vater zu erdulden habe, unter dem sicherlich hinfälligen Vorwand einer streng christlichen Erziehung. Ich habe immer mit großer Trauer untätig den zahlreichen Seelenmorden zusehen müssen, die sich vor meinen Augen abspielten. Sie werden begreifen, daß ich in diesem Falle mit Freuden die günstige Gelegenheit eines nützlichen Einschreitens ergriffen habe, um einem jungen Menschen, durch Strenge und Härte verbittert, die Schönheit der Welt zu zeigen. Schlimm genug ist es, daß er sein Lebenlang die Erinnerung als schwarze, unabschüttelbare Last mit sich schleppen wird.

Ich halte es für unangebracht, Ihnen das Ziel seiner Reise mitzuteilen; auch zähle ich nicht auf die Rückerstattung der Kosten, die für seine Ausrüstung nötig waren.

Ich bin, mit der notwendigsten Hochachtung, stets zu Ihren Diensten.

Jerôme Benoît."

Herr Ribeaupierre steckte den Brief in die Tasche; laut knirschend preßte er seine wenigen Zähne aufeinander. Die spitzen Knöchel seiner Faust hämmerten auf hartem Holz, röteten sich und lenkten, schmerzend, die unangenehmen Gedanken ab.

* * *

Das Konsistorium hatte sich um drei Uhr nachmittags in einem alten Hause neben der Peterskirche versammelt. An dem einen Ende des langen Holztisches lag die dicke Bibel wie ein viereckiger schwarzer Grabstein. Herr Pastor Turettini saß vor ihr und blickte mit vergrabenen Augen, die zwischen wimperlosen Lidern leuchteten, auf die Versammlung. Herr Thomas, neben ihm, ließ weiße Zähne schimmern, strich mit angelernter Be-

wegung über weiche braune Haare, um dann interessiert seine Hände zu betrachten, an denen die Nägel schimmerten, rosa, gewölbt. Bisweilen führte er das Taschentuch an die römische Nase, als sei der Geruch ihm unangenehm, den Herr Pastor Gampert ausströmte. Dieser war klein, und dunkle Furchen, gefüllt mit Schmutz, durchackerten sein Gesicht. Er kaute mit vier gelben Zähnen an eckigen Fingern und lutschte bisweilen an seinem Handrücken. Herr Blanchard hatte sein fettes Gesangbuch neben sich gelegt; dann zog er eine braune Dose stöhnend aus tiefer Tasche, darauf ein graues Taschentuch, das so alt zu sein schien wie er selbst. Spärliche Haare umgaben auf fast kahlem Kopfe eine höckrige braune Warze. Er schnupfte, nachdem er eine runde Hornbrille auf die Nase gepreßt hatte. Die herabfallenden Tabakskörner blieben gleich unbekanntem Ungeziefer an seiner Krawatte hängen. Herr Lenoir gähnte gründlich, ohne die Hand vor die rotschimmernde Höhle zu legen, verzog den Mund versuchsweise zu einem Lächeln und schloß halb die Augen. Hager und lang, wie ein rauher, in der Mitte gebrochener Stock, saß Herr Plantamour auf seinem Stuhl, während der Rock von ihm abstand, steif die Falten, wie scharfe Holzsplitter.

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Wir bitten dich, o Herr, unser Gott, uns mit deinem Geiste zu erleuchten. Wolle mit uns sein während dieser Versammlung und uns helfen, die Wahrheit zu finden. Denn außer dir ist nur Lüge und Falschheit, und die Schwäche unseres Fleisches ist bekannt. Darum segne uns, wir bitten dich darum im Namen deines heiligen Sohnes!"

Aus flachem unbeweglichem Gesicht fielen die Worte auf geneigte Köpfe. Schwarze Gestalten umgaben wie eine dunkle schwere Kette den Tisch, hatten die Augen geschlossen und die Lippen zusammengepreßt. Alle schienen blind und stumm zu sein; so lautlos war die Stille, daß deutlich man durch das offene Fenster das leise Rascheln der Blätter hörte, die der Wind auf rauhem Pflaster trieb.

In das Knarren der Stühle rief Herr Ribeaupierre mit hoher Stimme: „Ein unerhörtes Geschehnis! Ich erbitte das Wort."

Herr Turettini nickte; er hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und weiß preßte der Zeigefinger sich auf die gelbe Haut der Wange.

Herr Ribeaupierre erzählte die Flucht seines Sohnes, sprach von den Schwierigkeiten einer streng christlichen Erziehung. Plötzlich riß er einen Brief aus der Tasche, glättete ihn mit hastigen Schlägen auf der Tischplatte und las ihn vor. Seine Augen tränten, rot punktiert; er mußte sie mehrmals klären, mit dem Handrücken über geschlossene Lider streichen. Keuchend drangen die Worte aus seiner Brust, schienen unwillig nur den Mund verlassen zu wollen und kollerten dann ineinander vermengt über die weißen Lippen. Ein feiner Speichelregen begleitete die Rede, des Pastors Kinn war feucht und der Tisch vor ihm mit matten Punkten besät. Herr Blanchard hatte die Hand hinter das Ohr gelegt und interessiert sich vorgebeugt. Die Augenbrauen wölbten sich gleich romanischen Fensterbogen über den erstaunten Augen. Als Herr Ribeaupierre erschöpft sich setzte und die schwitzende Stirn mit dem Aermel abwischte, schob Herr Blanchard ihm mitleidig sein graues Taschentuch zu, öffnete mit breitem Daumennagel die Dose und bot seinem Amtsbruder eine Prise an.

Herr Ribeaupierre schnupfte, während ein vergnügtes Gurgeln seinem Halse entstieg, sprang nochmals auf und rief, nach jedem Worte mit den Knöcheln auf den Tisch klopfend: „Und dieser Mann erzieht unsere Jugend!"

Die Pastoren murmelten, schüttelten mißbilligende Köpfe.

Leise sprach Herr Turettini: „Hat jemand einen Vorschlag zu machen?"

Herr Thomas stützte zuerst die Hände auf die Armlehnen, wartete einen Augenblick, während seine Stirn sich furchte. Dann schnellte er empor, fuhr kämmend durch seinen Bart, räusperte sich, die gepflegte Hand vor den Mund haltend, betrachtete seine Nägel und sprach: „Ich für meinen Teil, und ich glaube, daß meine Ansicht die richtige ist, halte es für gut, in diesem Falle durchaus mit härtester Strenge einzuschreiten. Zwei Wege stehen

uns offen, so meine ich wenigstens. Der eine: vom Syndic und hochwohllöblichen Rat der Stadt Genf die Ausweisung des Herrn Benoît aus den Grenzen unseres Reiches zu verlangen. Wir können es gut; denn wir haben Gründe genug. In diesem Falle würde ich natürlich gerne meinen geringen persönlichen Einfluß in den Dienst der guten Sache stellen. Doch wäre gegen diesen sicher lobenswerten Entschluß einzuwenden, daß Herr Benoît mächtige Freunde besitzt, daß zwei Mitglieder des Rates seine ehemaligen Schüler waren, die vielleicht unsern Wünschen sich entgegenstellen würden." Spärlich und dickflüssig rann die Rede aus dem duftenden Bartwald, als zerkaue Herr Thomas jedes Wort, prüfe den Geschmack mit schmatzender Zunge und lasse es endlich, widerwillig nur, entschlüpfen. Er blinzelte zur gegenüberliegenden Wand, ohne jemanden anzusehen. Nur die Fingerspitzen der Hände berührten den Tisch, die schwachbehaarten Handrücken wölbten sich hoch unter den weißen Spitzen, die seine Aermel bekränzten.

„Der andere Weg, der mir ratsamer erscheint und durchaus möglich, will sagen leichter einzuschlagen, ist das Verlangen, von uns allen ausgedrückt und dem Rat in geheimer Botschaft übermittelt, Herrn Jerôme Benoît seiner Funktionen zu entheben, ihm für langjährige Dienste zu danken. Ich erlaube mir, diesen meinen persönlichen Gedanken dem Konsistorium warm zu empfehlen."

Mit beiden Händen ergriff Herr Thomas wieder die Stuhllehnen, bog langsam die Arme, bis seine Schenkel geräuschlos den Sitz berührten. Dann bildeten sich zwei tiefe Falten in seinem Gesicht, die von den Nasenwänden an den Mundwinkeln vorbei in den Bart flossen.

„Ich würde für den ersten Vorschlag stimmen!" kreischte Herr Ribeaupierre. „Keine Strafe ist schwer genug für den elenden Ketzer!"

„Es scheint mir aber," Herr Lenoir blieb sitzen, während er sprach, „daß Gott uns befohlen hat, unsere Feinde zu lieben und denen Gutes zu tun, die uns hassen. Wir Pastoren sollten in diesem Falle mit dem guten Beispiel vorangehen und nicht ohne weiteres den Haß unseres Kollegen teilen. Herr Benoît ist alt, und ich fürchte, daß seine Entlassung ihm gesundheitlich schaden wird." Herr Lenoir blickte jedem seiner Amtsbrüder ins Gesicht, als wolle er deren Zustimmung durch ein Nicken erhalten. Doch die Gesichter beugten sich tief über den Tisch.

„Liebe deinen Nächsten, ja, wie dich selbst, ja!" gluckste Herr Gampert. Sein kleiner Mund zeigte bläuliches Zahnfleisch. Dann begann er zu lachen in kurzen, aufschluckenden Stößen, schüttelte den weißen Kopf, daß die langen strähnigen Haare tanzten. Seine spitzen Schultern hüpften zu beiden Seiten des Kopfes, während ein harter Husten die trockene Brust zerriß.

„Ich will nicht hoffen," drohend stand Herr Ribeaupierre über den Tisch gebeugt und blies aus roten Backen die Mahnung in Herrn Lenoirs erstauntes Gesicht, „daß der gottlose Geist Ihres Freundes auch Sie angesteckt hat. Zwar weiß ich, daß Sie oft mit diesem Gotteslästerer verkehrt haben. Ihre häufigen Besuche in seinem Hause sind durchaus mißbilligt worden, sowohl von mir als auch von meinen Amtsbrüdern. Es tut mir leid, Ihnen dies hier sagen zu müssen."

Herrn Lenoirs dicke Hand fiel klatschend nieder. Mit lautem Geräusch klappten die Kiefer zusammen. „Aber ich bitte sehr..."

„Der Zwischenfall ist erledigt," endete Herr Turettini.

Herrn Lenoirs Kopf fiel auf die schwarze Krawatte; unter dem Kinn drang ein dicker Fettwulst hervor, zerschnitten von einer Falte. Die gepolsterten Schultern hoben sich unter keuchendem Atmen. Das Gesicht wurde weiß, nur die dicke Nase schien bis zum Platzen gefüllt mit bläulichrotem Blut.

„Will noch einer der Herren sich über die Frage äußern?"

Herr Plantamour stieg kerzengerade in die Luft. Die Kniee berührten fast die niedere Tischplatte. Sein glattes Gesicht schien unanständig nackt zu sein; im Profil war die kurze Nase unsichtbar, versteckt von weit vorstehenden Backenknochen. Der große Mund zerschnitt wie eine klaffende Säbelwunde das gelbe Gesicht. „Nicht lange werde ich, o meine Brüder, eure Geduld in Anspruch nehmen. Laßt mich

nur ein paar Worte zu euch sprechen; denn ich fühle, daß der Geist des Herrn Besitz von mir ergriffen hat. Er will sprechen zu euch durch meinen Mund. Seine Liebe für uns ist unergründlich, wie ein Brunnen in der Wüste, und klar und erfrischend ist sein Geist, wie kühles, belebendes Wasser. Darum laßt unsern Durst uns stillen an diesem alleinseligmachenden Wasser, täglich, stündlich; denn ein Schwamm ist unsere Seele und kann sich nicht genug füllen mit diesem belebenden Trunk." Bevor Herr Plantamour einen Satz begann, rundete er trichterförmig den Mund, zog die Luft mit leise pfeifendem Geräusch ein und leierte die längste Periode ab, in einem einzigen Ausatmen. Sein Kopf lag fast auf dem Rücken, als ziehe eine unsichtbare Hand an seinen langen schwarzen Locken. „Und somit will ich euch sagen," rieselten die Worte weiter, wie feiner, durchdringender Nebelregen, „daß der Herr mir eingegeben hat, der zweite Gedanke unseres Bruders Thomas sei gut. Wir strafen den Sünder nicht zu hart, lassen ihm Zeit zur Buße, zur Umkehr, bis er dereinst wird abberufen werden, um sich zu verantworten vor hohem Richterstuhl. Darum glaube ich, daß es nicht nötig sein wird, abzustimmen über diesen Beschluß. Ich wiederhole, es wäre eine Sünde, sich aufzulehnen gegen Gottes Ratschluß, den er selbst mir kundgetan hat." Herr Plantamour zerbrach wieder in zwei Teile. Knackend entspannten sich die hölzernen Kniee, und scharrend glitten die großen Füße unter den Tisch, um auf der andern Seite wieder zum Vorschein zu kommen.

„Ich resümiere," flüsterte Herr Turettini. Mühsam nur schien er sich aufrechtzuhalten, grünlich schimmerte sein Gesicht. Er hielt die Hände auf den schmerzenden Magen gepreßt. „Auf Antrag der Herren Ribeaupierre und Thomas wird hiemit beschlossen, einstimmig" — ein spitzer Blick traf Herrn Lenoir, der sich in sein Fett verkroch — „vom hohen Rat zu verlangen, er solle Herrn Benoît mit gebührenden Ehren in den Ruhestand versetzen. Wir gehen zur Tagesordnung über."

Aus der Peterskirche klang ein verwelkter Orgelton.

* * *

„... es für nötig hält, Herrn Jerôme Benoît auf folgende Punkte aufmerksam zu machen, ..." las Herr Benoît eine Woche später im gelben Pergamentbrief, rot versiegelt, den ein Diener im gelbroten Mantel soeben gebracht hatte.

„Siehst du, Marquise, mein Abschied, klar und deutlich, ohne unnütze Phrasen. Ich bin müde und alt; aber ich halte nicht einen Tag länger Schule. Morgen noch nehme ich Abschied von meinen Knaben. Und dann werde ich die Freiheit genießen."

Herr Benoît trat in die Klasse. Die sitzenden Knaben sprangen auf. Herr Benoît nickte, winkte mit der Hand. Die Körper senkten sich auf die Bänke. Herr Benoît stellte den Zylinderhut auf das Pult, zog umständlich die grauen Handschuhe von den Händen und legte sie in den Hut. Dann hielt er mit leiser deutlicher Stimme eine lateinische Abschiedsrede, deren lange Perioden sich ineinander verschlangen, wie leuchtend farbige Bänder. Er sprach von der Jugend, die der Garten sei unseres Lebens. Mannigfaltige Gewächse begännen zu sprossen, zu wachsen; doch niemand könne sie noch erkennen. Denn klein seien sie und unscheinbar. Es brauche die kundige Hand des Gärtners, um das Unkraut zu scheiden von den edeln Pflanzen, die später blühen würden, Duft verbreitend und Freude. Er habe versucht, ein guter Gärtner zu sein; doch schlecht sei bisweilen seine Mühe belohnt worden. Andere, unkundige Leute, hätten die schönsten Blüten geknickt und sie zum Welken gebracht. Mit langen Schritten ging Herr Benoît auf und ab vor den vielen farbigen Augen, die beweglich glänzten. Ein grüner Zweig drang durchs offene Fenster; leise rieben sich die Blätter am durchsichtigen Glas.

Herr Benoît sprach weiter von der Liebe zum Schönen, die er habe entwickeln wollen, erinnerte an die Quelle, die uns mit ewiger Klarheit diese Liebe schenke. Er sprach von den Griechen, die Weisheit für die köstlichste der Speisen hielten. Sein Finger zeichnete seltene Formen in die Luft, und in weite Fernen schauten seine großen Augen. Die Blicke der Knaben folgten dem klar sich zeigenden Traum. Vor ihnen setzte Herr Benoît ein Mosaik zusammen aus buntesten, farbig-

sten Worten. Seine Stimme, leise sonst, wurde lauter und schallte durch den Raum. Herr Benoît wuchs, die violette Redingote schien sich zu verwandeln in ein weißherabfallendes Gewand. Er stand nicht mehr in dumpfer Klasse, sondern auf sonnigem Markt inmitten einer marmornen Stadt. Gemeißelte Säulen trugen den dunkelblauen Himmel. Kreischende Sklaven liefen vor ernsten Männern, die sich umschlungen hielten und wohltönende Worte sprachen. Doch im Schatten des weit vorspringenden Daches saß er, Herr Jerôme Benoît, entlassener Professor, im Kreise seiner Schüler, die, liegend, heiße Körper an Marmorplatten kühlten. Er erzählte die alten, ewig neuen Märchen der Götter, erklärte die Symbole und lehrte Weisheit begierig lauschenden Ohren.

„Wer kennt die Wahrheit, und wer wird je sie kennen? Suchen müssen wir sie unser Lebenlang, mit der Sicherheit, sie nie zu finden. Wir wären Götter, könnten wir einen Augenblick nur die Wahrheit erkennen; denn wie könnte unser Leib das Nahen der Sonne ertragen? Dieser stete Zweifel an uns selbst aber ist fruchtbar, er zerstört den häßlich prunkenden Stolz, der doch nur seine Laster zeigt, obwohl er sie Tugenden nennt."

Die Statue der Pallas Athene glänzte mit goldenem Helm, und auf die Sonne deutend, gab er des Ikaros Schicksal zum Beispiel. Dieser wollte die Wahrheit greifen mit kindischen Händen und verbrannte an ihr.

Rosenblätter fielen in nahen Gärten zu Boden, flogen dann, vom Wind getragen, als blutige Schmetterlinge zwischen den bekränzten Säulen. Es summte das Meer aus tausend Munden, die nur weiße Zähne zeigten in nie enden wollendem Lachen. Fern auf grünen Hügeln hüpften weiße Ziegen, und leise trug der Wind klingende Schellentöne über die heiße Stadt. Lächelnd lauschten die Knaben, meinten die Kühle des Steins zu fühlen, der erfrischend ihre Glieder durchdrang. Weit öffneten sie erstaunte Augen, als fühlten sie auf einmal die Leere ihres Lebens. Wohltönend rauschte weiter die klingende Rede des Lehrers.

Was sei die Vergangenheit und was die Zukunft? Namen nur für Krankheiten unseres nie zufriedenen Gemüts. Aus Bereuen und Hoffen bestehe unser Leben, und niemand habe die Kraft, einfach die Stunde zu kosten, die Gegenwart sei und ewig.

Frauen schritten, schwingend die Hüften in wallenden weißen Gewändern, über den Marmor, der blutig überrieselt war von roten Blumen. Von singenden Sklaven wurde die Stille durchbrochen; ihr meertrauriges Lied tönte von den Feldern, die sie ernteten unter Sichelklang und dem raschelnden Fallen des roten Mohns. Bisweilen warfen sie Kornblumen gen Himmel und lachten, wenn unsichtbar wurden die Blüten, getrunken schier von der Bläue des Himmels. Die Lider der Knaben fielen über müde Augen.

Schrill schallte die gesprungene Glocke der Schule durch den Traum. Erwacht blickten die Knaben um sich. Herr Benoît runzelte ein wenig ärgerlich die Stirn, sah dann dankbare Augen feucht glänzen und dachte: „Wieviel wird in einem Jahre noch von meiner Rede übrig bleiben?" Dann zog er die grauledernen Handschuhe an, strich sie glatt, bis keine Falte mehr sich zeigte, und schritt, leicht winkend mit der Hand, zur Tür, auf einem Sonnenweg, der vom Katheder führte über den staubigen Fußboden. Während er über den Hof ging, senkten Schüler und Lehrer verzerrte Gesichter vor ihm; denn grell spiegelte die Sonne sich in den runden Brillengläsern, die seine Augen verbargen.

(Schluß folgt).

Sprüche.

In Einsamkeit Sammlung ist einzig Rettung aus tiefer Betrübnis, ist die Brücke zur Ruhe der Unendlichkeit — frei hinüber aus seliger Vergangenheit ohne fühlbaren Abbruch und Sturz.

Das letzte Asyl der Weltflüchtigen ist eine starke, schöne Erinnerung.

Dahinter liegt das Paradies der Unschuld, umflutet vom Meer der Vergessenheit.

W. K.